

»Sein Name: Kendauchdich«

Text: Georg Langenhorst

Gott – kein Name im Kulturbetrieb? Im Gegenteil: Vor allem Schriftstellerinnen und Schriftsteller benennen in jüngster Zeit ganz offen die Sehnsucht, dass es einen Gott geben möge, der uns wahrnimmt und annimmt.

Gibt es Gott, ja oder nein? Wie können wir diese Frage entscheiden? Und was würde sich ändern, wenn es Gott tatsächlich gäbe? Diese Fragen treiben nicht nur Theologinnen und Theologen um. Rufen wir drei Blitzlichter auf aus aktuellen Publikationen – von Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und weltanschaulicher Verankerung:

■ »Gott braucht dich nicht«: Unter diesem provokativen Titel veröffentlichte der Rowohlt-Verlag 2012 die breit beachtete Geschichte einer »Bekehrung«, so der Untertitel. Die Autorin *Esther Maria Magnis* (*1980) schildert darin ihren Weg von einer normalen, bürgerlich-christlich geprägten Kindheit, in der feststand: »Ich mochte Gott« (*Magnis* 18), hin zu einem ebenfalls vielfach bezeugten Abschied in der Pubertät: »So mit dreizehn, vierzehn« begann sie sich »leise von Gott zu trennen«. In ihr machte sich das Gefühl breit, »dass wir nicht viel miteinander zu tun hatten« (*ebd.* 24). Als der Vater trotz intensiven Gebets um seine Heilung stirbt, steht für die Siebzehnjährige fest: »ich schämte mich. Für ihn«, für Gott (*ebd.* 88). Erst in der Begleitung ihres sterbenden jüngeren Bruders findet sie Jahre später wieder zu Gott zurück, aber ganz

anders als zuvor, voller Widersprüche, die sich nicht auflösen: »Gott ist schrecklich. Gott brüllt. Gott schweigt. Gott scheint abwesend. Und Gott liebt in einer Radikalität, vor der man sich fürchten kann« (*ebd.* 224).

■ »Gott, kein Kamerad, sondern eine Zumutung«, schreibt *Martin Walser* 2004 in seinem Roman »Der Augenblick der Liebe« (151). Immer schon hatte das Schreiben *Walters* (*1927) eine theologische Tiefenströmung, die freilich kaum beachtet worden war (vgl. *Gellner*). Erst in seinem Spätwerk, in der »Trilogie der Sehnsucht« von dem Roman »Muttersohn« (2011) über den Essay »Über Rechtfertigung« (2012) bis hin zu dem Roman »Das dreizehnte Kapitel« (2012), drängte die religiöse Dimension so stark in den Vordergrund, dass in Feuilletons und Talkshows über die vermeintliche Bekehrung *Walters* heftig diskutiert wurde. »Egal ob es Gott gibt oder nicht, ich brauche ihn«, lässt *Walser* eine seiner Figuren in der Novelle »Mein Jenseits« sagen (67), und: »Wenn es Gott nicht gäbe, könnte man nicht sagen, dass es ihn nicht gibt. Wer sagt, es gebe ihn nicht, hat doch schon von ihm gesprochen. Eine Verneinung vermag nichts gegen ein Hauptwort« (*ebd.* 112).

■ »Schließlich kommt es nicht darauf an, dass wir Gott nicht aus den Augen verlieren, sondern darauf, dass ER UNS nicht aus den Augen verliert. Das ist wohl die größte Angst von allen: Dass wir SELBST nicht mehr gesehen und gehört werden«: *Felicitas Hoppe* (*1960), im Oktober 2012 mit dem renommiertesten deutschen Literaturpreis, dem Georg-Büchner-Preis, ausgezeichnet, bestimmt in einem Essay aus dem Jahr 2008 die Aufgabe religiösen Denkens und Suchens quer zu sonst üblichen Überlegungen (*Hoppe* 22f): Nicht die Angst, Gott nicht finden zu können, keinen Beweis für seine Existenz zu erhalten, bestimmt unser Leben. Sondern umgekehrt, die Furcht, von Gott nicht mehr gesehen und gehört, die Angst, von ihm nicht mehr wahrgenommen zu werden.

»Wenn es Gott nicht gäbe, könnte man nicht sagen, dass es ihn nicht gibt. Wer sagt, es gebe ihn nicht, hat doch schon von ihm gesprochen.« (Martin Walser)

Drei Blitzlichter, drei Szenen – gemeinsam belegen sie, dass das Nachdenken über Gott in unserer Gesellschaft keineswegs verstummt ist. Mag es eine »Gotteskrise« geben oder nicht, mag es einen »Neuen Atheismus« geben und seine argumentative Abwehr durch dialogfähige Theologinnen und Theologen oder nicht, mag das ernsthaft ringende Gespräch über Gott in Kirchengemeinden und im Religionsunterricht an den Rand gerückt sein oder nicht – es gibt in jedem Fall in unserer Kultur Orte, an denen die Gottsuche und die Wortsuche nach Gott intensiv betrieben wird. In geradezu neuer Unbefangenheit wenden sich Schriftstellerinnen und Schriftsteller unterschiedlicher Generationen der tastenden Suche nach sprachlicher Annäherung an Gott zu. *Martin Walser* und *Felicitas Hoppe* sind hier in guter Gesellschaft. »Ich gönne mir das Wort Gott« – unter dieser Überschrift erschien im Frühjahr 2005 in der Literaturbeilage der Wochenzeitung »Die Zeit« ein Gespräch mit *Andreas Maier* (*1968), einem der wichtigsten Autoren der jungen Schriftstellergeneration im deutschsprachigen Raum, der sein

Schreiben als »Gottesprojekt« bezeichnet. Nicht ein Verschweigen Gottes, nicht ein Verschlüsseln und Verkapseln Gottes bis in die Unkenntlichkeit stehe für ihn und andere heute an, sondern das Gegenteil: »Irgendwann habe ich damit angefangen, mir die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen. Wenn man sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen.« Und gegen alle fal-

schen Vereinnahmungen betont er: »Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien. (...) Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt.« Gott als etwas, das »außerhalb von uns liegt« (Maier); als etwas, das uns fehlt und nur im Modus der Sehnsucht aussagbar ist (Walser) – welche konkret benennbaren Aspekte der Gottesrede werden ins Zentrum der gegenwärtigen Annäherungen gestellt? Da lässt sich zumindest eine Linie nachzeichnen. Felicitas Hoppe hat in ihrem Perspektivenwechsel die Richtung angedeutet: weg von der immer wieder enttäuschten Gottsuche hin zu der Benennung der Sehnsucht, er selbst suche, er sehe uns.

ZITAT

Kurt Marti (*1921), der Schweizer Altmeister religiöser Gegenwartsliteratur auf der ästhetischen Höhe der Gegenwart, hat die Hoffnung auf das Angeschautwerden durch Gott in einem seiner jüngsten Texte eindrucksvoll verdichtet. 2007 erschienen seine gegen den Strich aller Religionskritik gebürsteten trotzigen Gottesrühmungen unter dem Titel »DU«. Daraus sei hier eine Passage zitiert, die das Wahrgenommenwerden preist und in ihm eine letzte Geborgenheit findet (Marti 9):

DU
den kein menschenauge
zu erblicken vermag
der uns aber
von zuinnerst
von dorthier sieht
wo wir sterbliche uns selber
unsichtbar
und unbekannt sind

Bei Peter Handke (*1942) findet sich überraschenderweise ein ähnlicher Gedanke. In einem 2006 veröffentlichten Gespräch sprach er – ganz Theatermensch – zunächst davon, dass das »Zuschauen« etwas sei, »das wir alle brauchen«. Dann die religiöse Wendung des Gesprächs: Was wir bräuchten, sei eigentlich, »dass uns jemand zuschaut auf eine umfassende Weise, wie man es sich eigentlich von Gott vorstellt«. Und weiter die Überlegung, »dass Gott eigentlich durch das Zuschauen« wirkt, dass »das seine einzige Macht ist«. Aber was für eine! »Wenn wir uns gewärtig machten, dass Gott uns umfassend zuschaut, wären wir alle total besänftigt.« Noch einmal anders gesagt: »Diese Wendung zu Gott ist, dass man sich innerlich angeschaut sieht« (Handke 33f). Zu spüren, dass unser Sein durch die Wahrnehmung und Annahme Gottes einen Sinn und eine Würde bekommt, das ist zumindest die Sehnsucht, aus der ein religiöses Leben seine Kraft entfalten kann.

»Wenn wir uns gewärtig machten, dass Gott uns umfassend zuschaut, wären wir alle total besänftigt.«
(Peter Handke)

Und noch einmal zurück zu Esther Maria Magnis und ihrem Buch »Gott braucht dich nicht«. Worauf begründete sich ihre Wiederwendung zu Gott nach ihrem langjährigen Bruch mit ihm? Auf einer Erinnerung aus der Kindheit. Sie singt ihrer alten, pflegebedürftigen Oma das Gute-Nacht-Lied »Weißt du, wie viel Sternlein stehen« vor, die Oma singt nuschelnd, die Wörter verschleifend mit. »Kennt auch dich und hat dich lieb«, heißt es darin über Gott. Als Kind habe sie den Wortlaut nicht verstanden, nur die Grundstimmung gespürt. Jetzt auf einmal durchfährt es sie: Gott? »Erkennt mich. Und lächelt. Sein Name: Kendauchdich« (Magnis 177). Dieser Kindheitsbegriff, das altvertraute, nie verstandene »Kendauchdich«, das war »sehr groß«, das war »sehr ernst, aber auch lieb«, das war »majestätisch wie die Alpen, aber viel freundlicher« (ebd.) – und es wird zum Inbegriff einer neuen Gottesbeziehung, die sie fortan in

allem Zweifeln und Ringen nicht mehr ablegt. Der Gott, der uns kennt, uns sieht, uns gelten lässt, wie wir sind – das ist jener Gott, von dem die Schriftstellerinnen und Schriftsteller unserer Tage schreiben, getrieben von der Sehnsucht, dass es ihn geben möge.

Von diesem Gott zu erzählen wäre eine der vorrangigsten Aufgaben zukunftsfähiger Religionspädagogik. Darauf weist nicht zuletzt *Martin Walser* eindrücklich hin: »Gott ist nicht tot. Er fehlt. (...) Wenn nicht einzelne sein Fehlen zur Sprache bringen, verschwindet vielleicht seine Dimension aus der Welt« (*Walser* 1986, 51). Zu diesen »einzelnen« sollten wir in Seelsorge und Unterricht zählen; wenn nicht wir, wer dann? Fast schon erschütternd, welche Aufgabe *Walser* – auch – uns überträgt. Bei wem könne man am eindrucksvollsten die »Spannung Vokabular und Sprache«, das Ringen um den Sinn hinter den Wörtern erleben: bei den »theologischen Sprachmenschen, die mit den Wörtlichkeiten, die sie für Gott finden, nicht leben können« (*Walser* 2004b, 67). ■

Prof. Dr. Georg Langenhorst lehrt Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts und Religionspädagogik an der Universität Augsburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehört das Verhältnis von Literatur und Theologie; er verantwortet das Internetportal www.religion-im-kinderbuch.de.

Literatur

Gellner, Christoph, »Glauben ist Seelenarbeit«. Martin Walsers »Mein Jenseits« im Kontext seines Denkens und Schreibens, in: Michael Felder (Hg.), *Mein Jenseits. Gespräche über Martin Walsers »Mein Jenseits«*, Berlin 2012, 84–118.

Handke, Peter/Hamm, Peter, *Es leben die Illusionen. Gespräche in Chaville und anderswo*, Göttingen 2006.

Hoppe, Felicitas, Man muss eben ein Sohn Gottes sein – Erinnerung an J. D. Salinger, in: Joachim Kalika (Hg.), *Schreiben/Glauben. Miscellen zu Literatur und Religion*, Göttingen 2008, 19–23.

Langenhorst, Georg, »Ich gönne mir das Wort Gott«. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur, Freiburg 2009.

Maier, Andreas, Ich gönne mir das Wort Gott. Gespräch, in: *Die Zeit. Literaturbeilage* vom 17.3.2005.

Magnis, Esther Maria, *Gott braucht dich nicht. Eine Bekehrung*, Reinbek 2012.

Marti, Kurt, *Du. Rühmungen*, Stuttgart 2008.

Walser, Martin, *Heilige Brocken. Aufsätze, Prosa, Gedichte*, Weingarten 1986.

Walser, Martin, *Der Augenblick der Liebe. Roman*, Reinbek 2004a.

Walser, Martin, *Die Verwaltung des Nichts. Aufsätze*, Reinbek 2004b.

Walser, Martin, *Mein Jenseits. Novelle*, Berlin 2010.